

## Über den Autor

Hans Weiß, Rechtsanwalt in Bayern, hat die größte Insel der Antillen mehr als zwei Dutzend Male besucht. Schon bei den ersten Begegnungen mit den Menschen dort merkte er, dass die kubanische Wirklichkeit nichts mit der virtuellen Realität zu tun hat, die man uns als Wahrheit verkauft.

## Über das Buch

"Märchen von Kuba" ist keine kubanische Märchensammlung . Der Autor hat vielmehr Lügenmärchen gesammelt, die über Kuba verbreitet werden, und zum Teil auch deren Verfasser befragt.

Sei es die rührselige Schauergeschichte, die ein in New York und Miama ansässiger Journalist in der Kuba-Ausgabe von "Merian" seinen Lesern als lautere Wahrheit anbietet, seien es angebliche Verstöße gegen das Recht auf Gesundheit und freie Religionsausübung, die eine katholische Wochenzeitung anprangert und die sie auch nach Berichtigung durch den Bundestagsabgeordneten, der das Märchen gutwillig verbreitet hatte, nicht dementierten will. Begründung: Wir werden Kuba nicht als Idylle darstellen.

Dieser Argumentation kann sich auch Kardinal Meisner nicht widersetzen, der sich seinerseits darüber beklagt, dass über ihn aus der Luft gegriffene Dinge in die Welt gesetzt würden.

Die "Bild"-Zeitung wiederum macht Fidel Castro als Dresseur von Killer-Haien vor der Küste von Florida aus, wohl wissend, dass die Original-Meldung von einem US-amerikanischen Satire-Magazin stammt, das zum Gaudium seiner Leserschaft ausschließlich Falschmeldungen in die Welt setzt.

Für Herrn Dr. Heinrich Maetzke vom "Bayernkurier" ist das Stichwort Guantánamo Anlaß, von 15.000 in Kuba erschossenen Gefangenen zu erzählen, aber, als der Autor ihn nach Belegstellen fragt, sich in Schweigen zu hüllen.

Märchen von Kuba eben.

## Inhalt

Quien la defiende la quiere más <i>Von Putas und Cachondos</i>	7
Yo pisaré las calles nuevamente <i>Glatteis auf Kuba</i>	19
Los Caminos de mi Cuba <i>Das Geheimnis des Überlebens</i>	31
Cuba no está sola	83
Wo ist der Buena Vista Social Club?	105
Manolo und der Herzinfarkt oder Warten auf Pitzke	115
Eine Ente fliegt zur „Tagespost“	121

Die Ente fliegt zum Kardinal	125
Sag mir, wo die Bilder sind ...	129
„Bild“, Haie und Herrn Maetzkes Ferndiagnose	135
Hereinspaziert in Drouves kubanische Geisterbahn	145
Die Kunst des Beamens	163
Statt eines Nachwortes	167

## **Leseprobe**

Am 14. Mai 1999 flog ich von München über Madrid nach Havanna. Ich hatte ein paar Brocken Spanisch gelernt, einen Reiseführer gelesen und wußte, daß Kuba von einem graubärtigen Militärdiktator geknechtet wird, der allmählich altert und dessen in die Jahre gekommenes Unrechtsregime wegen der mehr und mehr aufbegehrenden Bevölkerung und wegen der maroden sozialistischen Wirtschaft in Schwierigkeiten steckt.

Beim Landeanflug auf den Flughafen sah ich hier und da am Boden Rauchfahnen (aha, mit dem Umweltschutz haben sie's auch nicht so) und schon kam die beige-farbene Hauptstadt des Landes in Sicht. Vom Flugzeug aus hatte ich den Eindruck, die Kapitale habe einen Bombenangriff hinter sich. Nun gut, ich hatte ein bißchen DDR-Erfahrung und meinte, die eine Woche Sozialismus würde auch irgendwie vorbeigehen.

Ich war ja vorgewarnt, fühlte mich gut gewappnet und war gefeit vor jedem Propagandaangriff eines Fidel Castro und seiner Clique, die das darben- und unterdrückte, unwissende und seit vierzig Jahren im Elend lebende Volk mit eiserner Hand beherrschten, aus Angst vor den eigenen Landsleuten ständig ihren Aufenthaltsort wechselten wobei Castro mit langweiligen stundenlangen Reden, die vor allem aus unflätigen Beschimpfungen der USA bestanden, auch noch seine herbeizitierten Zuhörer traktierte.

Vielleicht erlebte ich das sozialistische Kuba in seinen letzten Zügen. Castro war alt und krank und die USA mit den vielen, Freiheit für ihr Land herbeisehnenden kubanischen Flüchtlingen, würden Kuba endlich die seit langem erhoffte Freiheit in Demokratie, Marktwirtschaft und Wohlstand bringen. Das Drama der Flüchtlinge, die in ihrer Verzweiflung den Weg über das haiverseuchte Meer in die Freiheit suchten, der Balseros, würde sicherlich bald ein Ende finden, auch dank ihrer opferbereiten Landsleute in Miami und im übrigen Florida, die weder Geld noch Risiko scheuten, um ihren darben- den Landsleuten wieder zu einem menschenwürdigen Leben zu verhelfen.

Nicht umsonst gibt es Cuba Libre, den Drink aus Coca Cola und Rum, der nach dem gewaltsamen Umsturz der Revolution als Ausdruck des Sehns der Kubaner nach einem freien Leben wie in „Amerika“ kreierte worden war. Coca Cola steht für die USA und Rum für Kuba, eine harmonische Mischung und ein Symbol der Freiheit.

Die Boeing 747 landete um 15 Uhr. Es rumpelte ein bißchen. Typisch sozialistische Landebahn. Also adieu Freiheit, adieu Demokratie. Oder besser: adíos libertad, adíos democracia. Die schikanösen EinreiseprozEDUREN würde ich auch noch überstehen.

Im Flughafengebäude angekommen standen an der Eingangstüre uniformierte Frauen und Männer, die dafür sorgten, daß wir Passagiere nur in Richtung Paßkontrolle weitergehen konnten. Ein anderer Weg war nicht möglich. Kaum im Land und schon wurde man gegängelt. Und diese scheußlichen sozialistischen Uniformen...

Im Flugzeug hatte man Einreisekarten verteilt, nicht die grünen Touristenformulare, sondern die weißen für Geschäftsreisende. Brauchte ich nicht, denn ich hatte ja ein richtiges Visum im Paß, ausgestellt von der kubanischen Botschaft, die damals noch in Bonn war.

Ich hatte Business-Class gebucht und konnte daher als einer der ersten das Flugzeug verlassen. Tatsächlich war ich auch der erste in den Schlangen an den Schaltern der Paßkontrolle. Meine erste Begegnung mit einem Kubaner stand bevor, noch dazu mit einem Knecht des Regimes. Auf in den Kampf gegen Schikane und sozialistische Bürokratie. Ich kannte das ja von meinen langwierigen Einreisen in die DDR mit den unerfreulichen Prozeduren.

Ich gab dem Schalterbeamten mit der gelassenen Miene eines weitgereisten Wessie meinen Paß, die Hotelbuchung und mein Rückflugticket.

Sehr freundlich fragte mich der Mann in einer Mischung aus schlechtem Englisch und für mich fast unverständlichem Spanisch nach meiner weißen Einreisekarte. Ich deutete auf das Visum in meinem Paß. Mein Kontrolleur machte mir irgendwie deutlich, daß ich trotzdem die weiße Karte hätte ausfüllen müssen. Also wieder zurück und dann als letzter in die inzwischen langen Reihen anstellen. Ich kannte das aus New York.

Aber nein. Der Beamte nahm einen Kugelschreiber und füllte die Einreisekarte für mich aus. Profesión? Verstand ich. Direccion? Verstand ich auch. Das meiste stand sowieso im Paß. Die unvermeidlichen Stempel. Gracias und ein Lächeln. Por nada und auch ein Lächeln von meinem Gegenüber. Meine erste Begegnung mit Kuba. Nicht schlecht. Aber damit täuscht man mich nicht.

Der Rest ist schnell erzählt. Ich nahm meinen Koffer in Empfang. Gepäckkontrolle fand nicht statt. Beim Verlassen des Abfertigungsbereichs kommt ein Mann auf mich zu und fragt nach dem Gepäckschein. Aha, also jetzt. Jetzt kommen die sozialistischen Prozeduren. Der Mann vergleicht die Gepäckscheinnummer mit der Nummer auf meinem Koffer und wünscht mir einen guten Aufenthalt. Das war's.

Aber so leicht könnt ihr mich nicht aufs Glatteis führen (Glatteis in Kuba ist allerdings eine verwegene Vorstellung).

Ich nehme ein Taxi, Marke Toyota.

Die kühle Luft der Klimaanlage tut gut bei Temperaturen von über dreißig Grad. Der Weg zum Hotel Nacional führt über lange, zunächst noch gute Fernstraßen, dann über einen verrotteten Eisenbahnübergang, an einem Sportstadion vorbei und plötzlich ist man in Havanna. Heruntergekommene Häuser, verfallene Fassaden, verblaßte Farben, Benzingestank und Menschen aller Hautfarben. Kindergeschrei und Hundegebell. Marianao, später kannte ich diesen Stadtteil, ist nicht gerade das Vorzeigeviertel von Havanna. Ich war nicht überrascht. So mußte es ja sein auf der sozialistischen Insel.

Welch ein Unterschied aber zum Hotel Nacional und seiner Umgebung. Saubere Straßen, besser oder genauso gut wie viele in New York oder Washington, eine Hotelzufahrt vom feinsten, eine riesige kubanische Fahne, die nur sozialistisch sein konnte mit dem roten Dreieck und dem weißen Stern, Uniformierte an allen Ecken und Enden, Hoteldiener in weißer Livree.

Ich hatte mir das einige Jahre zuvor neu renovierte Nacional ausgesucht, weil, wie mir ein Reiseführer verraten hatte, dies ein nostalgischer Ort sei, der das Flair aus der Zeit vor der Revolution widerspiegelte. Und wie sie widergespiegelt wurde, diese Zeit der Meyer Lanskys, Batistas und Al Capones. Ein riesiges Foyer im spanischen Stil, Schalter über Schalter, geschäftiges Personal und von dem prachtvollen riesigen Garten her kubanische Musik.

Mein Zimmer war dem Stil angepaßt, altmodisch, die Vorhänge wegen der Hitze zugezogen, ein Bad im Stil der fünfziger Jahre, Telefon, Fernseher und eine Sitzzecke, die vielleicht schon bei der Hauseröffnung mit eingezogen war.

Wichtig war zunächst die Suche nach den versteckten Mikrofonen. Irgendwo mußte Castro ja seine Wanzen haben. Ich war vorgewarnt, dann schon fast enttäuscht. Im „Eisenacher Hof“ nahe der Wartburg hatte ich schon mal den versehentlich nicht abgeschlossenen Abhörraum im ersten Stock kennengelernt. Die Spitzel waren erschrocken als sie mich sahen, ich auch. Und hier: keine Wanze. Vielleicht hatte ich sie ja nur übersehen oder sie waren zu gut versteckt. Sei es wie es sei. So kann man mich schon gar nicht täuschen.

Eines mußte sein: ich wollte an der Hotelbar meinen ersten Mojito trinken. Eine Mischung aus Rum, Zucker, Limettensaft und einem exotischen Kraut, der mir als „der Drink“ auf Kuba empfohlen worden war. Schlichtweg scheußlich. Kein Vergleich mit unseren gepflegten Cocktails, einem Prince of Wales oder einem Manhattan. Allein schon dieses Kraut im Glas ...

Der Hunger brachte mich in die Cafeteria. Auf einem riesigen Bildschirm eine Sportübertragung von CNN Español. CNN! Ich bestellte einen Hamburger, der serviert wurde wie die Hamburger in den USA serviert werden mit Pommes Frites, Gurke, extra Ketchup und Senf.

Dann kam diese Musikgruppe. Drei Mann, angeführt von einem bebrillten Glatzkopf mittleren Alters, alle weiß gekleidet, mit Gitarre und irgendwelchen Rasselinstrumenten. Der Glatzkopf fragte mich auf Englisch, ob ich einen musikalischen Wunsch hätte. „Guantanamera“ war das einzige kubanische Stück, das ich kannte, also wünschte ich mir das Lied. Musizieren konnten die drei, das mußte man ihnen lassen. Noch ein Lied?

Jetzt hatte ich die Trümpfe auf meiner Seite. Jetzt würde ich die drei Herren mit ihrer Realität konfrontieren. Jetzt müßten sie Farbe bekennen.

Ob sie also „amerikanische“ Stücke spielen könnten, vielleicht „New York, New York“ oder „Yankie Doodle“?

Die drei verzogen das Gesicht, meinten, dazu hätten sie keine Lust (na also: sie durften nicht!) und spielten stattdessen für mich Songs der Beatles. Ganz schön gewagt, aber gerade noch linientreu, diese Musikanten. Ich hatte ihnen eins ausgewischt. Das erste Erfolgserlebnis.

Das Nacional ist ein interessanter Ort. Überall Portraits von Promis, die hier zu Gast waren, meist mit Unterschrift. Im Foyer eine Bilderausstellung aus der Zeit der Revolution. Neben der Bar, an der ich meinen ersten scheußlichen Mojito getrunken hatte, die „Sala de la Historia“, in der die berühmtesten Gäste des Hotels aus den vergangenen Jahrzehnten im Bild verewigt sind, von Churchill bis Gagarin.

Gegenüber ein großer Saal, in dem sich etwas tat. Eine Feierlichkeit. Zahlreiche Hotelangestellte im dunklen Anzug, die Zimmermädchen und das übrige Personal in ihren Uniformen. Vielleicht kommt Castro und es findet seine obligatorische Anbetung statt. Die Chance durfte ich mir nicht entgehen lassen. Ich holte meine Kamera aus meinem Zimmer und verdrückte mich in ein Eck, um nicht aufzufallen oder gar als feindlicher Ausländer des Raumes verwiesen zu werden.

Immer mehr Leute füllten den Saal. Ein Zimmermädchen winkt und bedeutet mir, doch nach vorne zu kommen, damit ich besser fotografieren könne. Moment mal, ich bin doch der Klassenfeind, der sich in eine sozialistische Veranstaltung eingeschmuggelt hat und schnellstens des Saales verwiesen werden muß! Stattdessen stehe ich jetzt in der ersten Reihe, mache Fotos und höre mir die unverständliche, aber temperamentvolle Rede eines kleinen, kraushaarigen Mannes an, der vor Energie fast zu platzen droht. Eine große, natürlich rote, Fahne wird überreicht und triumphierend durch die klatschende Menge getragen. Offenbar eine Auszeichnung für sozialistische Arbeit. Müssen die Leute klatschen oder wollen sie? Angestellte reichen undefinierbare Happen auf großen Platten herum. Die Zimmermädchen bedienen sich, auch die offenbar hohen Tiere. Ein kunterbuntes Gemisch mit mir mittendrin.

Wieso ziehen sich die Funktionäre nicht zurück, sondern bleiben bei den einfachen Leuten? Ein anstehender Wahlkampf kann es ja nicht sein, weil es, wie jeder natürlich weiß, keine Wahlen gibt auf Kuba.

Ich werde Tagebuch führen, um diesen eigenartigen Tag in Erinnerung zu halten und auch die nächsten Tage.

Zurück in meinem Zimmer höre ich bekannte Töne. Ein Rockkonzert direkt am Hotel in ebenfalls bekannter Lautstärke. Hat Castro nicht Rock und Pop als dekadent verboten? Sind das die ersten Anzeichen der beginnenden Auflösung des Regimes? Das wird es sein.

In Deutschland hatte mich ein Bekannter, Beamter in einem bayerischen Ministerium, mit einem seiner Bekannten bekannt gemacht. Wir saßen zu dritt im Sommer 1998 vor einem italienischen Restaurant am Wittenberg-Platz in Berlin bei Spaghetti und Wein. Das Gespräch kam auf Kuba. Der Bekannte des Bekannten hatte jahrelang in Havanna gearbeitet, kannte sich dort aus, erzählte. Warum nicht einmal nach Kuba fliegen, Land und Leute kennenlernen und dabei genießen, daß man nicht immer dort leben muß. Man könnte ja auch Kontakt mit den zahlreichen Dissidenten aufnehmen und sein kleines Scherflein dazu beisteuern, der unterdrückten Bevölkerung zu helfen. Keine großen Aktionen, dazu wäre keine Gelegenheit, aber steter Tropfen höhlt den Stein. Die armen Leuten ein klein wenig zu unterstützen, damit sie eines Tages wieder Teil der freien Welt sein dürfen, das wäre doch etwas.

Der Bekannte des Bekannten hatte mich eingeladen, am Sonntag, dem zweiten Tag nach meiner Ankunft in Havanna, an einem Ausflug auf dem Schiff eines hohen Tieres des kubanischen Fernsehens teilzunehmen. Ich war gespannt. Jetzt also würde ich das Luxusleben eines dekadenten kubanischen Funktionärs kennenlernen.

Die Überraschung war groß. Die vermeintliche Yacht war ein altes Fischerboot, dessen Motor störrischer war als ein kubanischer Esel. Wir, drei Deutsche und etliche Kubaner und Kubanerinnen aller Hautfarben, aßen Melone und gebratenes Schweinefleisch mit Brot, das wir selbst bezahlten, und schipperten auf den Spuren Hemingways. Ich holte mir meinen einzigen karibischen Sonnenbrand, an dem ich noch tagelang litt. An diesem Tag sollte ich auch Gregorio Fuentes, den über 100 Jahre alten Schiffskapitän Hemingways, kennenlernen. Mit Oscar, dessen Bekanntschaft ich an diesem Tag ebenfalls machte, hatte ich in den folgenden Tagen heiße Diskussionen. Oscar war ein Revolutionär der ersten Stunde und ein wirklicher Herr, der trotzdem über sich lachen konnte, offen und ehrlich, ganz anders, als ich mir einen dieser Altrevoluzzer vorgestellt hatte, nachdenklich und manchmal fast ein bißchen depressiv. Oscar war mein erster kubanischer Freund. Unsere Freundschaft sollte nur wenige Monate dauern. Am 14. Oktober 1999 starb Oscar während des Hurrikans Irene einen tragischen Tod beim Sturz in einen Aufzugsschacht.

Ich durchwanderte stundenlang Havanna. Ich besuchte Plätze, Kirchen und Museen. Ich sah heruntergekommene Straßen und wunderschön renovierte Paläste. Ich sprach mit Unbekannten auf der Straße soweit meine Spanischkenntnisse dies zuließen. Ich lernte Schwarze, Weiße und Mulatten kennen. Wir diskutierten tage- und nächtelang. Meine wenigen Bekannten machten mich mit ihren Bekannten bekannt. Wir diskutierten wieder. Ich war überrascht über die Offenheit meiner neuen kubanischen Freunde, ich lernte neue mir ganz unbekannte Wesenszüge und Lebenseinstellungen kennen und mögen. Und ich mußte viele mir lieb gewonnene Vorurteile über Bord werfen.

Am Donnerstagmittag hörte ich auf, Tagebuch zu führen. Ich wollte hören, sehen, fühlen und

mein neues Tagebuch im Kopf und im Herzen schreiben.

Seitdem bewahre ich die wenigen Tagebuchseiten auf, um sie gelegentlich zu lesen und mich zu erinnern, wie ich über Kuba und seine Menschen gedacht hatte ohne die geringste Ahnung zu haben, und wie sehr ich mich getäuscht hatte. Das hilft mir, nicht ungerecht über meine deutschen Landsleute und deren meist ahnungslose Meinungen zu urteilen und nachsichtig zu sein.